

Gedichte

Autor(en): **Beerli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich ernähren soll an einem frischgedeckten Tische, darf ich nicht Schmutzflecken sehen, nicht üble Gerüche in der Nase spüren, sonst komme ich mir vor wie ein Bettler, der Brotkrumen von der Straße aufliest.

Als ich wegging, wußte ich, daß ich nicht wiederkommen würde. In keinem der drei Stadtteile, wo das arme Volk wohnt, kann ich mich niederlassen. Denn wie die Bibliotheken, so sind die Wohnungen. Eng, furchtbar eng ist man beisammen; alles, was in den Zimmern nebenan, im Korridor und jenseits des Korridors vorgeht, kann man da deutlich hören. Und die Leute sind so laut, so ungeniert, so brutal natürlich. . . . Nein, hier ist man's nicht gewohnt, einen Mieter zu Hause zu haben, der über Büchern sitzt oder Bücher schreibt und Ruhe braucht! Hier gehen die Menschen alle zur Arbeit aus; die wenigen aber, die zu Hause bleiben, schaffen und werken tüchtig in Küchen, Zimmern und Korridoren herum, und wenn am Abend alle die Arbeiter und Arbeiterinnen nach Hause kommen, dann geht es laut und lustig her in den engen Räumen, oder sie zanken sich und teilen Prügel aus, jenachdem; aber Ruhe, das wird es hier erst nach Mitternacht geben. . . . So hat mir's eine Wirtin geschildert dort draußen, und es wird wohl auch so sein.

Ich habe die Gestalten auf der Straße beim Schluß der Geschäfte gemustert. Arbeiter und Arbeiterinnen, nichts als arbeitendes Volk! Was will denn ich unter

diesen derben Wirklichkeitsmenschen mit meinen Träumen, meinen Hoffnungen, meiner steigenden Angst? Unter diesen käme ich mir ja noch fremder vor als bisher; ich würde mich hier selbst verlieren, vielleicht verzweifeln. . . .

Lebt wohl, ihr guten Leute dort im Süden, Osten und Norden von Berlin; ich kann unter euch weder lesen noch wohnen und auch kein neues Leben beginnen! Ich muß den Kampf weiterkämpfen wie bis jetzt — biegen oder brechen!

Und doch ist mir heute dort draußen unter jenen geplagten Menschen eines plötzlich klar geworden, daß ich etwas mit ihnen gemein habe, was ich früher nie bejaß, etwas Undefinierbares, Geheimes, was alle an einem bemerken und was man vergebens zu verbergen sucht: den Armeleutegeruch! Es ist wie ein schleichendes Gift oder eine ätzende Säure, die den ganzen Körper allmählich durchdringt und aus allen Poren, aus jeder Faser des Kleides ihren spezifischen, öden Duft entsendet, einen Duft, den die Menschen unbewußt erkennen, der die Armen vertraulich macht und die Reichen abstößt, einen Duft, der den unglückseligen Träger durch und durch vergiftet, daß er demütig wird vor seinesgleichen, charakterlos vor Höhern, ein Kriecher, ein Beschämter, ein Empfindlicher, ein Würdelozer. . . . Ach, ich wüßte, ich wäre tot. . . .

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von Hans Beerli.

Bergeinsamkeit.

Ich sitze hoch auf meinem Felsenthron,
Dess' Stufen einst von wucht'gen Riesenhänden
Zum Licht emporgetürmt in harter Fron —
Und halte Zwiesprach mit den Felsenwänden.

Und stets vernehm' ich nur den eignen Schrei
Im Widerhall von tausend Geisterstimmen,
Indes an meines Gipfels felsbastei
Des Tages goldne Lichter matt verglimmen.

Doch horch! Dort unten, wo die Nebel wallen,
Hör' ich — o Zeugen meiner Jugendzeit —
Vertraute Herdenglockentöne schallen:
Wie liegt das alles tief und welkenweit!

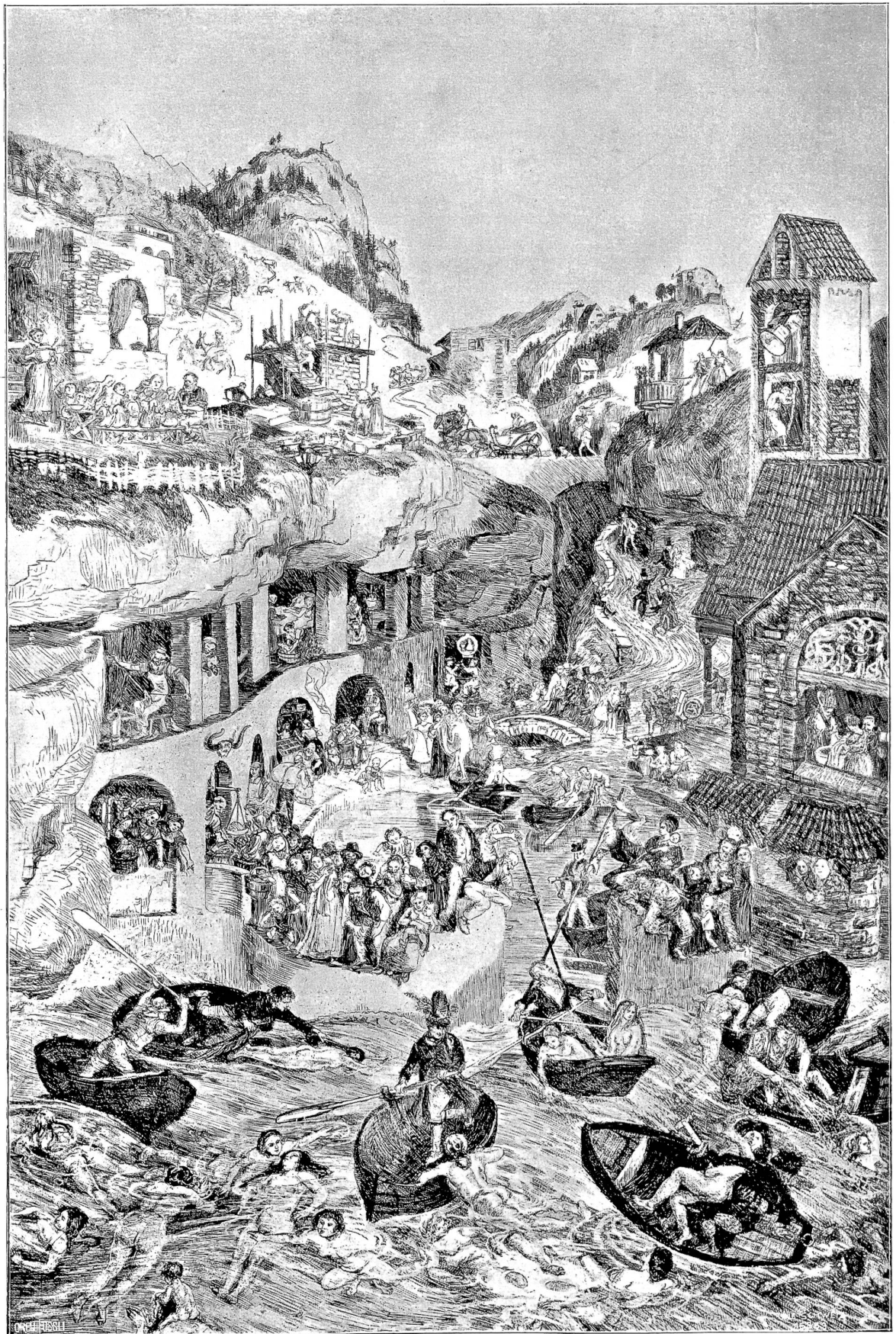
Ist es nicht meiner eignen Sehnsucht Lied,
Das mir ertönt aus jenen fernen Tiefen,
Die Stimme meines Glücks, von dem ich schied,
Als mich des Berges wilde Geister riefen?

Sind es die stillen Matten, die mich rufen,
Sind es die kleinen Blumen all, die bunten?
Sie reichen kaum an meines Thrones Stufen:
Mein ist die Höhe — Doch das Glück liegt unten!

Die ferne Stadt.

Vom letzten heißen Sonnenkuß erglüht
Das blasse Antlitz ferner Gletscherhäupter,
Und rings um mich wallt weicher Abendnebel
Als ein gewaltig Meer von Purpurfluten.
Doch das verträumte Tal zu meinen Füßen
Liegt schon von allzufrüher Nacht umfangen.
Nur fern, aus feinem grauem Nebelschleier
Grüßt mich ein Heer von zartumsäumten Lichtern,
Die flimmern, funkeln so vertraut und machen,
Daß es nach jener fernen Nebeltiefe
Mich hinzieht, wie mit liebeheißigen Armen.
Ein süßes Band, ein rätselhafter Zauber
Umschlingt mich plötzlich, und ich seh' nicht mehr
Des Tales Dämmernacht, den bleichen Nebel;
Ich sehe nur noch Licht, und in dem Lichte
Im Strahlenkranz ein selig Bild der Liebe. . . .
Da eilt mein flüchtiger Fuß. Es knirscht wohl hange
Bei jedem Schritt der hartgefrorne Schnee,
Wohl peitscht der Nordwind wütend meinen Mantel —
Ich acht' es nicht. Mein freudig pochend Herz
Eilt dem gehemmtten Schritte weit voraus,
Dorthin, wo jene fernen Lichter winken. . . .





Die Walze.

Albert Welti. Der Cheshafen.
Radierung.